

Neu-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neu und Grevenbroich.

Redaktion: Jos. Grünau.

Expedition: Neu, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neu-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratisbeilage das St. Aelklausblatt. Preis pro Quartal in Neu durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeliefert M. 1.75. Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 20 Pfg. pro Quartal beigegeben.

Inserate finden durch die Neu-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem haushälterischen Preis für die 6-gelappte Zeile oder deren Raum 15 Pfg. bei größeren Anzeigen und längerer Wiederholung entsprechende Rabatte. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Anzeigen-Aufnahme durch alle bewährten Anzeigen-Expeditionen.

Mr. 178.

Dienstag den 9. August 1898. (Romanus)

25. Jahrgang.

Telegr. Depeschen der Neu-Grevenbr. Zeitung.

[Frankfurt a. M., 9. Aug.] Wie die Morgenblätter melden, ist hier ein Mauerstreik ausgebrochen. 2400 Arbeiter legten die Arbeit nieder.

[Dover, 9. Aug.] Die gestern hier aufgegebenen Briefen wurden von einem Sturm überfallen und verschlagen. Viele kehrten nach hier zurück.

[Paris, 9. Aug.] Der spanische Botschafter Capello hat dem französischen Minister des Aeußern die Antwort der spanischen Regierung überbracht, welche dann auf telegraphischem Wege nach Washington übermittelt wurde.

[Washington, 9. Aug.] Der Botschafter Cambon hat gestern Nachmittag 2 Uhr die Antwort Spaniens erhalten und hat sich sofort daran gegeben, das driffrichte Telegramm zu übersetzen. Diese Arbeit wird längere Zeit in Anspruch nehmen.

[M. M. (Südfrankreich), 9. Aug.] Ein Stadtviertel steht in Flammen. Viele Häuser sind eingestürzt.

[Madrid, 9. Aug.] Die Regierung wird morgen die Cortes zusammenrufen, um über die Abtretung der Territorien zu verhandeln.

[Santiago de Cuba, 8. Aug.] Das erste spanische Transportschiff „Alcanta“ ist heute hier eingetroffen.

[Puerto Rico, 8. Aug.] Der allgemeine Vornachschub der Amerikaner in der Richtung auf San Juan de Puerto Rico hat heute früh begonnen.

[Washington, 9. Aug.] In hiesigen politischen Kreisen verläutet, daß Spanien in seiner Note Vorbehalte mache, ehe es die amer. Bedingungen annehmen wird. Die Minister werden alsdann zu einer neuen Beratung zusammengetreten.

Deutschland.

* Berlin, 8. Aug.

[S. Weber eine mildere Mischehenpraxis der kath. Kirche schreibt nun auch die Köln. Ztg.] Aus der Aussprache über die Wiener Vorgänge könne heute als Thatsache entnommen werden, daß die „Curie“ der Frage der Mischehen

„friedfertiger und entgegenkommender gegenüberstehe, als der jüngere, extremere und kriegslustigere Theil der katholischen Geistlichkeit in Deutschland, namentlich seit hier Bischof Storck das große Wort führte, es wahr haben wollte.“ Ein solch' alten Trics sich zu bedienen, kennzeichnet das liberale Blatt. Wir hätten sicher gedacht, die Kölner Tante wäre sich bewußt, daß in der schweren Bismarck'schen Culturkampfszeit es Bismarck selbst nicht möglich war, zwischen dem hl. Stuhl und dem deutschen Clerus Zwietracht zu säen, und so wird es seinen zwerghaften Nachahmern erst recht nicht gelingen. Die Köln. Ztg. stützt ihre wohlberechneten, mit dem Mantel des Optimismus drapierten Ausführungen darauf, daß durch den Wiener Fall das bisherige Verhalten der katholischen Geistlichkeit in Mischehen in entscheidender Weise desavouiert worden sei. Wörtlich sagt das rheinische Blatt:

Bei dieser coburgisch-holländischen Trauung ist jeder kirchliche Theil zu seinem vollen Recht gekommen; die katholische Braut hat in einer würdigen und sachgemäßen Weise das Sacrament der Ehe zu Wien in einer den kirchlichen Grundsätzen entsprechenden Form empfangen, und der evangelische Bräutigam hat nachher in Coburg seitens seiner Kirche die Eingetragene in der üblichen Weise erhalten. Bei der hohen Stellung des Brautpaares ist ausgeschlossen, daß der Erbischöf von Wien, als er diese Form der Trauung genehmigte, nicht zuvor die Billensmeinung der Curie eingeholt haben sollte. Es ist vielmehr mit voller Sicherheit anzunehmen, daß hier eine grundsätzliche Entscheidung der Curie vorliegt, und daß nach diesem Beispiel auch in Zukunft alle Mischehen kirchlich behandelt werden müssen.

Mit diesem „ausgeschlossen sein“ und mit „voller Sicherheit Anzunehmen“ sagt die Köln. Ztg., was sie und alle guten liberalen Freunde der kath. Kirche von Herzen wünschen, nicht aber, was den Thatsachen entspricht. Die kath. Braut, so schreibt die Germania, hat nicht in „würdiger sachgemäßer Weise“ das Sacrament der Ehe empfangen, sondern unter einer schweren Sünde. Und wenn der Pfarrer bei St. Stephan ein Uebiges gethan hat, so hat er eben die kirchliche Vorschrift übertreten. Es ist eine völlig willkürliche Annahme, daß hier der hl. Stuhl eine grundsätzliche Entscheidung getroffen habe; nicht der geringste Anlaß liegt dazu vor. Im Gegentheil ist eher anzunehmen, daß der Pfarrer der Braut durchaus nach eigenem Ermessen gehandelt und die „passive Missistenz“ in eine unzulässige active verwandelt

hat. Was die Köln. Ztg. gleichnerisch von der Rückkehr zur alten Ueberlieferung und Gewohnheit sagt, ist rein aus der Luft gegriffen. Das liberale Blatt und seine sämtlichen Gesinnungsgenossen werden noch früh genug einsehen, daß die Ansichten des hl. Stuhles und des katholischen Clerus in Deutschland sich im Punkte der Mischehen nicht im Geringsten geändert haben.

[S. Einen Erlaß gegen socialdemokratische Agitation unter den Werftarbeitern hat der Staatssecretär des Reichsmarineamts, Tirpitz, an die kaiserliche Werftdirection zu Kiel gerichtet. In diesem macht er die Behörde auf die „auffallende Höhe“ der bei der letzten Reichstagswahl in der nächsten Umgebung der Werft abgegebenen socialdemokratischen Stimmen aufmerksam. Der Staatssecretär kann sich diesen merkwürdigen Umstand nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß auf der kaiserlichen Musteranstalt, „zahlreiche socialdemokratische Agitatoren und Heger“ beschäftigt sein müssen. Er fordert deshalb die Werftverwaltung auf, die so charakterisierten Arbeiter ausfindig zu machen und „unverzüglich zu entlassen“. Die Werftdirection hat den Erlaß des Staatssecretärs vertrießelt und an die einzelnen Ressortchefs gelangen lassen, welche das Weitere veranlassen sollen.

* Ein Gesehungshaus für die Armee soll in den Caisinen des Bades Kreuznach errichtet werden. Kranke Soldaten und Invaliden werden schon seit Jahren nach Kreuznach gebracht und müssen dort private Wohn- und Baderäume beziehen. Der Generalarzt der Armee, Professor Dr. v. Coler, weist zur Zeit in Kreuznach, um diese Privatquartiere zu inspizieren und die Gegend zu besichtigen, in der das neue Gesehungshaus seinen Platz erhalten wird.

* Wir haben genug Katholiken. Crispien erzählt von Bismarck im „Reapler Matino“ eine bezeichnende Aeußerung. Er hätte Oesterreich Provinzen nehmen können. „Nein, so weit geht es nicht“, habe er zu Crispien in Gastein mit Bezug auf die Alpenländer gesagt, „wir haben gerade genug Katholiken und werden uns hüten, ihre Zahl zu erhöhen.“ Begreiflich.

* Bekanntlich sind die Vorschläge des Kaisers bezüglich der Befestigung des Fürsten Bismarck weniger oder gar nicht von der Familie des Verstorbenen berücksichtigt worden. Der Kaiser wollte im Berliner Dome einen Sarkophag mit der Statue des Fürsten Bismarck errichten lassen und hat dieses dem Fürsten Herbert Bismarck vergangenen Dienstag angeboten. Fürst Herbert

Bismarck soll darauf den Wunsch ausgesprochen haben, es der Familie zu gestatten, ihren großen Todten durch die Errichtung einer Ruhestätte an dem Orte zu ehren, wo er seine Tage beschloffen hat. Der Kaiser deutete zum Schluß darauf hin, daß er den Plan, dem verstorbenen Fürsten ein Denkmal im Berliner Dom zu setzen, nicht aufgeben werde.

* Zwei Photographen wollten den toten Fürsten Bismarck photographiren und begaben sich daher von Hamburg nach Friedrichsruh. Dort mußten sie einen der wachhabenden Förster zu bereuen, daß dieser ihnen den Eintritt zum Sterbezimmer erlaubte. Fürst Herbert Bismarck hatte aber jeden Zutritt verboten und nachdem er erfuhr, was vorgegangen, entließ er den Förster sofort. Nun ist, dem „Hamb. Corr.“ zufolge, auf Antrag des Fürsten Herbert Bismarck und auf Requisition des Landgerichts Altona seitens der Hamburger Polizeibehörden auf Grund des § 123, Absatz 3 des Strafgesetzbuches (Hausfriedensbruch) gegen die Photographen Wille und Priester eingeschritten worden, weil sie drei Stunden nach dem Ableben des Fürsten Bismarck im Schloß eingeschlichen sind und photographische Aufnahme der Leiche gemacht haben.

* Das Neueste aus der Walthalla. Mit einer blühenden Phantasie scheint der Berichtserstatter der „Magdeb. Ztg.“ begabt zu sein. Wir lesen dort wörtlich:

„Bismarck. Und wieder thronte Odin in Walthalla, und sein sonniges Auge blühte über die Welt hin. Da ließ er mit dem Speer auf den Boden, daß die Flamme emporstiege: „Denn das Thor, und führt mir den Alten herein, der vom Sachsenwalde heraufkommt. Er soll hier unter den Erwählten einen Ehrenplatz frei finden neben dem schwergewaltigen Wodan.“ Und die kampfkühnen Helden sprangen auf und nahmen ihn in ihre Mitte. Unten aber auf der Erde brach ein Tag des Trauerns an in den deutschen Gauen.“

Das muthet uns an wie ein nordisches Märchen, nur sonderbar, daß der „treue deutsche Diener Kaiser Wilhelms I.“ nur den „schwertgewaltigen Wodan“ in Walthalla antrifft, nicht aber seinen Herrn und Kaiser. Sollte diesem etwa ein Platz in der Walthalla verjagt sein und er nur im christlichen Himmel Aufnahme gefunden haben?

* Die christlich-socialen Partei hält voraussichtlich am 11. October in Gießen einen Parteitag ab, auf demselben werden hauptsächlich praktische Fragen erörtert werden. Die Be-

Wie es endete.

Roman von Maria Theresia May. Verfasserin des preisgekrönten Romans „Unter der Königstanne“.

(Nachdruck verboten.) Der Pfarrer hatte jedoch den Kopf geschüttelt und mit mildem Lächeln behauptet, die Ehe gäbe jedem Weibe eine andere Seele. Jetzt allerdings sei die Abneigung des Mädchens gegen Alles, was vornehm heiße, echt und stark; Vater und Tante hätten diese Abneigung ihr schon als Kind in das Herz gepflanzt, und bei dem kräftig ausgebildeten Charakter des Mädchens, vor allem aber bei ihrer großen Liebe zum Vater sei es kein Wunder, daß die Abneigung des Mädchens so feste Wurzeln geschlagen habe und mit ihr gewachsen sei. Alle seine, des Pfarrers, Ermahnungen und Vorstellungen seien dagegen wirkungslos geblieben, so gut und langsam Gertrud sich ihm gegenüber auch sonst immer gezeigt habe. An der Seite des geliebten Mannes jedoch würden diese anerzogenen Vorurtheile wie der Schnee an der Sonne schmelzen. Gertruds ganzes Wesen, das unbewußt Vorzeichen ihres Aufstretens, ihre schöne Erscheinung, ihre hohe Bildung und ebenso ihr edler Sinn wiesen sie förmlich in eine höhere Lebensstellung hinein; es könne nicht anders sein, sie würde sich behaglich fühlen müssen, wie ein stolzer Baum, der lange Jahre in kümmerlicher Erde gestanden, erst im rechten Boden sich zu schöner Blüthe entfaltet, denn in edlen Boden gehörte Gertrud.

„Wie das?“ hatte Herbert gefragt, „Gertrud kommt doch gerade als meine Frau in völlig fremde Verhältnisse.“

Der Geistliche schaute Herbert forschend an, doch als er dessen völlige Unbefangenheit sah, fuhr er fort: „Gertruds Mutter war eine geborene Gräfin von Frankenturn.“ Und der Pfarrer hatte dem mehr wie erlautet aufstrebenden jungen Manne, der als künftiger Gatte Gertruds ein Recht hatte, die Geschichte ihrer Eltern zu erfahren, erzählt, daß Georg Meynert als Student Hauslehrer in der Familie des Grafen Frankenturn gewesen sei. Und was sich hundert Mal zugetragen, hatte sich auch hier wiederholt: der arme Lehrer verliebte sich in die jüngste Tochter des gräflichen Hauses, und sie erwiderte die Neigung. Die

Eltern und alle Verwandte waren außer sich, als sie von dem Verhältnisse erfuhr; die Mutter namentlich, erfüllt von stürmischen Fühlungen an Standesrücksichten und tiefstem Abscheu vor jeder sogenannten Resalliance, soll die Tochter in graumäßer Weise behandelt haben, als diese erklärte, niemals von dem Geliebten lassen zu wollen. „Ich habe Gilla von Frankenturn dann als Frau Meynert kennen gelernt“, erzählte der Pfarrer, „und begreife heute noch nicht, wo dieses schwache, zarte Mädchen, das ausfiel, als wäre es ganz aus Luft gewesen, den Muth zu ihrem Widerstande den Eltern gegenüber hergenommen hat. Sie war schön — schöner noch als ihr Kind!“

„Das ist unmöglich“, warf Herbert ungläubig ein. „Georgs Frau war so sanft, so durchleuchtet von Güte“, fuhr der Pfarrer fort, während ihre Tochter etwas Herbes, Abweisendes hat; sie scheint mir oft ganz aus Stacheln zu sein.“ Dann hatte er weiter erzählt, der Hauslehrer sei natürlich augenblicklich und kränkelnd Weise entlassen worden. Jede Vorsichtsmaßregel sei getroffen worden, um einen Verkehr der Liebenden unter einander unmöglich zu machen. Die Liebe aber ist wie ein Sonnenstrahl, bemerkte der alte Pfarrer lächelnd, „sie schläft durch die kleinste Oeffnung. Auch Georg Meynert und Gilla hatten Wege gefunden, miteinander in Verbindung zu bleiben, und hielten einander treue.“

Als Gilla großjährig war, verließ sie das Elternhaus; ohne die Einwilligung der Eltern, welche sich von der Tochter völlig losgerissen und sie enterbten, wurde sie die Frau Georg Meynerts. Sie hat es wohl nie bedauert, aber sie mag wohl gehofft haben, daß die Eltern sich mit der vollzogenen Thatsache ausöhnen, und ihr verzeihen würden. Dies geschah jedoch nicht. Mehrere Briefe der jungen Frau blieben unbeantwortet; die Anzeige der Geburt des ersten Kindes, eines Knaben, der früh starb, wurde mit dem Bemerkte zurückgeschickt, das gräfliche Paar kenne keine Familie Meynert. Gilla Meynert erhielt nicht einmal die Nachricht vom Tode ihres Vaters. Dies quälte und kranzte das arme Weib unglücklich. Nach der Geburt Gertruds begann sie zu kränkeln, eine nervöse Reizbarkeit entwickelte sich, und ihr Gemüth verfinsterte sich mehr und mehr. Georg mißtraute seinem eigenen ärztlichen Wissen, die besten Aerzte Straßburgs, seines damaligen Vorkursors konultirte er, sie riefen Höflichkeit und Ruhe. So zog Meynert mit Weib und Kind und seiner Schwester nach

Wöcklein. Eine Zeit lang wurde es besser mit Frau Meynert, bis von Neuem die Sehnsucht nach der Verzeihung der Eltern mit krankhafter Heftigkeit in ihrem Herzen erwachte. Um ihres Weibes willen hatte Meynert noch einmal an die Mutter seiner Frau geschrieben, aber als keine Antwort kam, reifte er zu ihr. Welches Opfer das den jungen Mann gekostet hat, weiß nur Gott allein. Er kehrte zurück, ohne seinem geliebten Weibe den Trost bringen zu können, nach welchem sie sich aus vollem Herzen sehnte. . . . Sie mußte sterben, ohne ihre Eltern oder Verwandten wiederzusehen, ohne ein liebevolles Wort von ihnen gehört zu haben. Da ist's wohl kein Wunder, daß Georg Meynert seine Tochter lehrte, alle Angehörigen einer Gesellschaftsklasse zu hassen, deren Vorurtheile, seiner Ueberzeugung nach, seinem Weibe einen frühen Tod bereitet, sein Lebensglück zerstört hätten. Daß er sich dabei mit der Ueberzeugung eines Urtheils selbst einer gewissen Einseitigkeit schuldig machte — wer will das in Erwägung seiner persönlichen Erlebnisse ihm allzu schwer anrechnen?

„Selbst“, sagte Graf Landstern nachdenklich, „wir sind sehr befreundet, ja sogar entfernt verwandt mit einer Familie von Frankenturn. Die Familie soll ehemals sehr begütert gewesen sein, ihr Stammfiskus, Frankenhof, liegt in der Nähe von Rehl im Großherzogthum Baden an der elsässischen Grenze.“

„Ganz richtig“, bestätigte der Pfarrer, „dieser Familie entstammt Gertruds Mutter.“ Graf Landstern hatte nie etwas von der tragischen Geschichte gehört, aber es berührte ihn ganz sonderbar, daß somit seine Braut eine Verwandte der Komtesse Ingeborg war. Ingeborg war gleichfalls eine Enkelin der Grafen von Frankenturn und weilte gegenwärtig mit seiner Mutter zum Besuche auf Schloß Frankenhof. Herbert hatte seiner Mutter seinen Entschluß, sich zu verheirathen, noch nicht mitgetheilt. Wenige Tage vor seiner Verheirathung erst wollte er an die Seinen schreiben, daß und wen er gewählt hatte. Sie sollten keine Zeit behalten, sich an Gertrud zu wenden, um diese zu einer Lösung ihrer Verlobung zu bewegen. Graf Landstern erbeute, wenn er daran dachte, was seine Mutter dem jungen Mädchen schreiben oder sagen würde, welches, eine Bürgerliche, die Gemahlin des einzigen Erben Decker von Landstern werden sollte. Die Gräfin wäre im Stande gewesen, sofort nach Wöcklein zu kommen, und Gertrud würde sich sofort von ihm trennen. Würde sie? Würde sie ihn minder, als

ihre Mutter den armen Hauslehrer geliebt hatte, um dessen willen sie einst das Schloß ihrer Väter verließ? Ja? Nein? Er mochte die Frage nicht ernstlich bedenken, weil er fürchtete, sie nicht zu seinen Gunsten beantworten zu müssen. Jedenfalls glaubte er, daß Gertrud ihn liebe, und er war beglückt in diesem Glauben. Weßhalb sollte er aber die bösen Geister des Vorurtheils heraufbeschwören und Gertrud jetzt einem Kampf aussetzen, der für ihn möglicherweise mit einer Niederlage enden konnte, sicher aber ihnen beiden viel Schmerz und Kummer bereiten mußte. Nein, es war besser, wenn er seiner Mutter erst mit der vollzogenen Thatsache gegenübertrat. Die Gräfin Landstern war wohl eben nicht minder charakterfest als ihre Freundin, die Gräfin von Frankenturn, und wäre gewiß ebenso unverföhrlich gewesen wie diese. Aber Herbert Landstern war der Majoratserbe, war großjährig und in seiner Weise von seiner Mutter abhängig. Er wußte auch, wie sehr sie an ihm hing; mit der ganzen Zuversicht der Liebe hoffte er, daß der Anblick seines Glüdes der Mutter Herz bewegen, und daß schließlich ihre Mutterliebe größer sein würde, als ihre Rücksicht auf die „Traditionen“ der Familie.

So brachte denn Herbert alle inneren Bedenken zum Schweigen, und unterstützte durch die Freundschaft des Pfarrers errang er es von Gertrud, daß ihre Hochzeit auf so bald als möglich festgesetzt wurde. Die Brauttollette, sowie die ganze Ausstattung für Gertrud war aus der Hauptstadt vertrieben worden, und als der Hochzeitstag vor der Thür war, schloß nichts mehr.

Die Oetobermonne goß ihre goldenen Strahlen über das reizende Alpenbosch Wöcklein, sie schimmerten auf den Grabsteinen des kleinen Friedhofes, sie fielen durch die Bogenfenster des Marienkirchens auf der Felsenhöhe und glitzerten auf den goldenen Bierathen des Altars. Vor demselben stand bräutlich geschmückt Gertrud Meynert, an ihrer Seite Graf Landstern, und Pfarrer Dittus legte ihre Hand zum ewigen Bund in die Herberbs, welcher gelobte, sie zu schützen und zu ehren sein Leben lang.

Friederike Meynert hatte den Willen Gertruds nachgegeben und hatte sie als Stellvertreterin der toten Mutter zum Altare geleitet, und Baron Rhoden, der neben ihr stand, wiederholte im Stillen die Versicherung, welche er schon einmal für sie angewendet hatte: eine Königin im Exil.

(Fortf. folgt.)



